

*Beitrag von Sibylle Ratsch in
„Lebendige Seelsorge“, Heft 3-4/2003,
Echter Verlag Würzburg, Seite 160-163*

Geistliche Gemeinschaft als Lebensfundament

Das Lebensfundament

Aufgewachsen in einer von den frommen Großeltern geprägten evangelischen Familie hatte Gott von klein auf einen festen Platz in meinem Leben. Besonders in der Kindheit war er ganz selbstverständlich immer mit dabei, in meinen vielen Fragen und den Antworten der Großen, in den morgendlichen „Losungen“⁰, im Tischgebet, im Zubettgeh-Ritual und ganz oft in den vielen biblischen Geschichten, vorgelesen oder erzählt, im Bilderbuch angeguckt oder selbst gemalt oder manchmal sogar selbst gespielt. Viele alttestamentliche Geschichten zogen mich in ihren Bann. Da gab es - genau wie in meinem eigenen Leben, aber natürlich viel viel größer - so viel Aufregendes und Rätselhaftes, Gut und Böse, Weisungen, Ermutigung, Fehlritte, Strafen und immer wieder neu: wunderbare Hoffnungsboten!

Am meisten angezogen war ich von Jesus selbst. Ich malte mir die Begegnungen mit ihm ganz plastisch aus und war immer wieder berührt von seiner tiefen Liebe zu den Menschen. Das Wort „Heiland“ vermittelte mir allein durch seinen Klang eine durch und durch wunderbare Schwingung, die ich mit allen Poren meines Körpers spüren konnte. Daß bei uns zuhause und in den Gottesdiensten viel gesungen wurde, vertiefte solche Empfindungen. Körper und Sinne waren für mich immer wichtig. Bis heute schöpfe ich viele beglückende Erfahrungen der Gottesbegegnung aus dem Eintauchen in Musik – Musik in ihren vielfältigsten Ausdrucksformen, von Bach und Beatles bis zu Britten und Bongos. Manchmal bricht sich SEIN Klang auch mitten in meinem Alltag eine Bahn, z.B. in einer Beratung, einer Konferenz oder einem Seminar. Da ertönt plötzlich in mir leise eine Melodie, ein Rhythmus oder der Vers eines Liedes beginnt wie von allein zu singen und bringt mir seine ganz eigene, gerade für diesen Moment so wichtigen Botschaft.

Der Bau am eigenen Lebenshaus

Mit der Pubertät änderte sich eine Menge in meinem Leben. Die Großeltern tot, die Eltern in einer Krise, die älteren Geschwister aus dem Haus und die Kirche, in der ich mit der Konfirmation gerade eine feierliche Initiation erlebt hatte, wurde mir immer fremder, vielleicht auch, weil sich gerade dieses Fest (im Jahre 1968!) in einem eigentümlichen Kompromiß zwischen Tradition und modernen, freiheitsbetonenden Ausdrucksformen vollzogen hatte und es nach dem intensiven Weg im Konfirmandenunterricht nun keinerlei Erfahrungs- und Gestaltungsräume mehr für Jugendliche in der Gemeinde gab. So traten Gott und Kirche in meinem aktiven Leben mehr und mehr in den Hintergrund. Freundeskreis, Schule, Sport und Musik füllten mein Leben voll und ganz aus.

⁰ Mein Vater hielt mit uns, so wie er es auch von seinen Eltern gewohnt war, allmorgentlich am Frühstückstisch eine kleine Andacht nach den sog. „Losungen“ der Herrnhuter Brüdergemeine.

Auch später im Studium suchte ich äußerlich nur selten nach kirchlich-religiösen Anknüpfungspunkten. Staunend registrierte ich allerdings so manches Mal, wie es vor dem Einschlafen ganz vertraut in mir betete: „Ich bin klein, mein Herz mach rein...“. Worte, die ich als „aufgeklärte“ Studentin der Pädagogik, Psychologie und Soziologie in den Siebziger-Jahren sicher nie laut und bewußt ausgesprochen hätte. Tief in mir drinnen formten sie sich aber ganz von allein und trugen mich durch so manche notvolle Stunde und durch eine lange Phase meines Lebens, in der ich für das Religiöse keine Sprache hatte.

In einem sozialpädagogischen Praktikum kam ich schließlich mit meinem künftigen Berufsfeld in Berührung, einem Heim für Jugendliche, geleitet von den Oberzeller Schwestern in Würzburg. Unvergeßlich ist mir der Moment, als Sr. Lucentia zu Beginn unseres Praxisanleitungsgespräches mitten im Sommer feierlich eine Kerze anzündete. Wieso das? - Nicht nur ihre spontane und direkte Antwort, sondern die tagtäglichen Erfahrungen ließen mich immer wacher werden für die Quelle, aus der die Schwestern lebten und arbeiteten. Und Stück für Stück entdeckte ich dabei auch die Quelle in mir.

Quellen beruflicher Kompetenz

Neun Jahre lang arbeitete ich im Heim der Oberzeller Schwestern. Ich lernte, dort mein Uni-Wissen in Handeln umzusetzen, Grenzen und Enttäuschungen auszuhalten, meiner Intuition und meinen spontanen Einfällen zu trauen. Mit einer gesprächspsychotherapeutischen Ausbildung hatte ich noch während des Studiums begonnen, um mich für die Begleitung von Einzelnen zu stärken. Die oft sehr „heißen“ Gruppendynamiken unter den Jugendlichen und im Team verloren für mich an Dramatik, je mehr es mir gelang, meine Erfahrungen in der Themenzentrierten Interaktion (TZI) auch im Kontext „Heim“ fruchtbar werden zu lassen. Nach zwei Berufsjahren war mir im übrigen die Erziehungsleitung unserer Einrichtung anvertraut worden, eine herausfordernde Rolle, die ich dank Supervision sehr vielseitig und erfüllend zu gestalten lernte.

So gewann mein Berufsweg Jahr für Jahr immer deutlichere Kontur, bis hin zu Lehraufträgen an Fachakademie und Fachhochschule. Gleichzeitig war aber noch etwas ganz Anderes mit mir geschehen. Ich hatte begonnen, mit den Schwestern und mit neu gewonnenen FreundInnen das Stundengebet zu beten. Ich lernte die intensive Begegnung mit dem eucharistischen Christus kennen und staunte über die Vielfalt der katholischen Feiertagsbräuche. Ich war fasziniert vom Reichtum der Liturgie und der Kreativität, mit der man sogar „ausgeflippte“ Jugendliche in Gottesdienste einbeziehen kann. Zusammen mit Studierenden der Theologischen Fakultät und Patres des nahegelegenen Karmelitenklosters entwickelten wir Projekte einer alternativen katechetischen Arbeit mit den meist sehr kirchenfern aufgewachsenen Jugendlichen. Da war Gott mitten drin in unserem Alltag, auch und oft gerade dann, wenn wir ihn nicht ausdrücklich auf den Lippen führten, sondern ihn einfach vertrauensvoll „walten“ ließen.

Ich staunte manchmal über mich selbst, wenn ich - wie so oft - zusammen mit dem Team zu entscheiden hatte, ob wir eine Jugendliche aufnehmen, frisch von der Straße, nach einer wechselvollen Heimkarriere, längeren Ausflügen ins Randmilieu, die Psychiatrie oder die

Drogenszene und „Null Bock“ auf Arbeiten. Ein Blick in die leidvollen Stationen der Kindheit machte vieles verständlich. Und doch oder gerade deshalb lag es da „nach allem menschlichem Ermessen“ eher nahe zu sagen „das hat keinen Zweck!“ Wir haben trotzdem oft Ja gesagt, bei jeder Anfrage immer wieder neu Zuversicht entwickelt, genau geprüft, uns geöffnet und eine gemeinsame Wellenlänge zu den Jugendlichen gesucht. Wir sind am Ball geblieben, auch nach dem ersten und zweiten Weglaufen, haben so lange gerungen, bis sich eine Spur, ein Pfad, ein gangbarer Weg auftat.

Immer wieder erlebte ich da eine besondere Kraft, die Bereitschaft, mich gerade auf diese perspektivlosen Jugendlichen einzulassen, mich ganz zu öffnen für das Leben, so wie es jetzt ist. Die gleiche Kraft leitete mich auch bei der Frage, ob wir Jugendliche in eine andere Einrichtung verlegen, ihre Aufnahme ablehnen oder in irgendeiner Weise strengere Sanktionen einleiten müßten. Auch da spürte ich oft, daß mir weit mehr half, als mein professionelles Wissen und die gewachsene Erfahrung, um jeweils zu einer klaren Entscheidung zu kommen: Wenn es mir gelang, vom Herzen her präsent zu sein und auf dieser Ebene Klarheit zu gewinnen, dann konnte ich in einer inneren Gewißheit offen sein für den Kontakt, die Begegnung, für das von Herzen kommende „Dich meine ich“. Dieses Ernstnehmen, diese Zuwendung aus einer tieferen Schicht meines Wesens heraus konnte dann auch während der „Härtetests“ der Jugendlichen weiterstrahlen, dann, wenn es miteinander z.T. sehr harte Kämpfe und unliebsame Entscheidungen auszufeuchten galt.

Mir wurde immer bewußter, daß Gott selbst die wichtigste Quelle meiner Kompetenz ist. Und diese Quelle brauchte Pflege und Gestaltung. Dankbar erkannte ich meine spirituellen Wurzeln, früh angelegt in den guten Erfahrungen der Kindheit. Es zog mich zurück in meine evangelische Tradition, zu den „Losungen“, der morgentlichen Zeit der Stille, zurück zu vielen altvertrauten emotionalen Anker und Ausdrucksformen. So verortete ich mich in meiner Ortsgemeinde, im Kirchenchor und in einem Hauskreis. Gleichzeitig nahm ich mit vollem Herzen teil am katholisch geprägten religiösen Alltag des Heimes. Die Erfahrung dieser religiösen Vielfalt machte mich sensibel für die vielseitige Sprache Gottes und die unzähligen Möglichkeiten, unserer tiefsten inneren Geheimnis auf die Spur zu kommen und Ausdruck zu geben. Ökumenisches Feuer begann in mir zu brennen und gleichzeitig war ich eine ständige Wanderin zwischen den Welten.

Wesensgehorsam: den tiefsten Ruf erkennen und ihm folgen

Dieses Wandern zwischen den Welten öffnete mir zunehmend neue Augen für die große Welt. Dort wurde und wird - genau wie zwischen den Konfessionen - viel Aufmerksamkeit und Kräfteinsatz auf das Trennende, das vermeintlich Unvereinbare gerichtet, statt auf das Verbindende und die gemeinsamen Aufgaben und Möglichkeiten. Angesichts der drängenden sozialpolitischen, ökologischen und weltpolitischen Fragen war mir ein ausschließlich auf das individuelle Seelenheil ausgerichteter spiritueller Weg in einer gut behüteten konfessionellen Nische zu wenig. Genauso wenig konnte ich mir aber auch ein sozialpädagogisches und politisches Engagement ohne Spiritualität vorstellen.

Immer häufiger wurde es mir zu eng in meiner evangelischen Gemeinde, im rein katholischen Kontext und nicht zuletzt in meiner kleinen Junggesellinnen-Wohnung. So sehr ich diesen Ort als mein Refugium schätzte, so sehr spürte ich gleichzeitig, daß ich nicht fürs Alleinsein geschaffen war. Auch ohne Partner war ich erfüllt von einer tiefen Beziehungssehnsucht und dem Wunsch, meiner Sexualität einen spirituell durchdrungenen bejahenden Lebensraum zu geben. So konnte ich mir nicht nur wegen der Konfessions-, sondern auch wegen der Zölibatsfrage nicht vorstellen, dem Werben der Oberzeller Schwestern nachzugeben. Ich spürte aber auch deutlich, daß eine Veränderung anstand.

Über eine Studienfreundin kam ich schließlich in Kontakt zum St. Katharina-Werk, jener Gemeinschaft, mit der ich mittlerweile seit über 15 Jahren unterwegs bin. In einer Predigt traf mich der Satz der Hl. Catarina von Siena mitten ins Herz: „Gottes- und Nächstenliebe sind ein- und dieselbe!“ Als ich von Pia Gyger, der damaligen Leiterin, erstmals ausführlicher von den Visionen Teilhard de Chardins erfuhr, entdeckte ich, wie sehr diese genau meinem inneren Drängen entsprachen. Christus ist das Herz aller Schöpfung und er will in der ganzen Menschheit Gestalt annehmen. Unter seinem machtvollen Einfluß entfalten wir uns zu einem Organismus, dessen Ziel es ist, Leib Christi zu werden.⁰

Gemeinschaft als Weg

Das St. Katharina-Werk wurde 1913 als katholische Frauengemeinschaft in Basel gegründet und in den 50er-Jahren kirchenrechtlich als Säkularinstitut anerkannt. Ab Ende der Siebziger-Jahre hat Pia Gyger die Gemeinschaft spirituell erneuert und ökumenisch geöffnet. Inspiriert durch Teilhard de Chardin weitete sie das Zentrum unserer Spiritualität, die Herz-Jesu-Verehrung und den Dienst der stellvertretenden Sühne aus in die Verehrung des Universalen Christus und den Dienst an der Versöhnung (2. Kor. 5, 17-18).

Unsere Gemeinschaft hat sich für alle Lebensformen geöffnet. So gehen wir heute als Frauen und Männer, Zölibatäre und Paare, Singles oder auch als mit einem nicht „katharinisch gebundenen“ Partner lebende Einzelne einen gemeinsamen spirituellen Weg. Jede und jeder lebt am Ort seiner bzw. ihrer ersten, durch den Wesensgehorsam geprägten Verfügbarkeit. Das kann allein sein, in einer Gruppe oder in der Familie.

Die evangelischen Räte verstehen wir als Gestaltungshilfen für alle Lebensformen. Jeder Mensch ist herausgefordert, Sexualität, Besitz- und Machttrieb als grundlegende Kräfte in seinem Leben zu gestalten und sie als Gabe und Aufgabe auf Christus und sein Wachsen in uns und in der Welt hin auszurichten. Im „Gehorsam“ ergänzen sich dabei Sach- und Wesensgehorsam im ganzheitlichen Hören auf Fragen wie: zu welcher Lebensform bin ich berufen und wie kann ich in ihr in den verschiedenen Phasen meines Lebens weiterwachsen? Welche Gaben sind in mir angelegt und rufen nach Entwicklung und Hingabe? Für welche Aufgaben bin ich von meinem innersten Wesen her in diese Welt gerufen? Was steht in diesem Zusammenhang ganz konkret an?

⁰ vgl. Pia Gyger, Mensch verbinde Erde und Himmel, Rex-Verlag 1993, S.20 f.

Gemeinschaft als synergetischer Resonanzraum

Ich lebe heute in den eigenen vier Wänden zusammen mit meiner Freundin, die ebenfalls dem Katharina-Werk angehört. Allmorgendlich kommen wir mit zwei weiteren Mitschwestern zum gemeinsamen Sitzen in der Stille, Singen und Beten zusammen. Dort haben auch die „Losungen“ ihren Platz. Alle vier von uns sind weiterhin in unserer jeweiligen Konfession verwurzelt und teilweise auch in unserer Gemeinde aktiv engagiert. In monatlichen Regionalgruppentreffen teilen, vertiefen und erneuern wir in einer größeren Runde unsere spirituellen Erfahrungen. Je neu stellen wir dabei unser Alltagsleben in Bezug zu unserem spezifischen Gemeinschaftscharisma.

Mein Lebensfundament, um das ER bereits wußte, „noch ehe ich im Mutterleib geformt war“, hat einen weiten Resonanzraum gefunden, meine innere Führung mich auf einen Weg gewiesen, den ich mir so niemals hätte ausdenken können. Ich teile heute mein Lebenshaus mit Menschen, die bei aller Vielfalt der Lebensformen für das tiefste Geheimnis und Ziel unseres Daseins eine verbindende Sprache, gemeinsame Rituale und eine tragende Vision gefunden haben. Ich bin sprachfähiger und resonanzfähiger geworden, vor allem aber innerlich durchlässiger für das, was sich im geheimnisvollen Wirken Gottes in jedem kleinen alltäglichen Schritt neu und unvorherberechenbar ereignen will. Dafür versuche ich mich jeden Tag zu bereiten. Für meine Arbeit als Kursreferentin und Supervisorin weiß ich, daß es vor all meinem Tun auf meine Präsenz und Verfügbarkeit ankommt. Entscheidend ist die Begegnung, in der Christus selbst wirken kann und will, unabhängig davon, ob mein Gegenüber, die Gruppe oder die Firma, mit der ich jeweils arbeite, sich ebenfalls explizit christlich verortet.

Die Gemeinschaft schenkt mir tragende Rhythmen, vertraute Räume und Rituale. Sie hält meine Vision wach und schenkt meiner tiefsten Sehnsucht Resonanz und Verstärkung. Mein Inneres darf nach außen kommen und Gestalt annehmen. In Zeiten der Trockenheit und Orientierungssuche sind andere da, Menschen, denen ich nichts vormachen brauche, denen ich mich ohne Masken zeigen und anvertrauen kann. Da ist ein greifbarer, gegenseitig zugesagter verbindlicher Boden. Wir haben uns dabei auf den Dienst an der Versöhnung verpflichtet, einen Weg, wo es darum geht, uns selbst immer besser kennenzulernen und uns mit Verletzungen auszusöhnen, einen Weg, auf dem wir üben, Konflikte offen und konstruktiv anzugehen und einen Weg, wo wir auch in unseren größeren Lebenszusammenhängen das beizutragen versuchen, was in unserer Möglichkeit steht, damit in unserer Welt Versöhnungskräfte und das Wachsen von Einheit und Liebe immer mehr Chancen bekommen. Deshalb geht es nicht nur darum, daß wir einander tragen, sondern auch fordern und fördern, in aller Liebe und Klarheit, damit ER, Christus, in uns und unter uns wachsen kann.